

## Geschlechter- theorie

# »... und schuf sie als Mann und Weib« oder: Wie Geschlechter gemacht werden

*Nachlese zu einer Arbeitsgruppe in Mesum*

von Reinmar Schott

### PROLOG

Unter dem Titel »Gender Theories: Mann, Frau – alles Konstrukt?« fand sich auf der Tagung »Kontexte schwuler Theologie« im November 1996 in Mesum/Westfalen eine Arbeitsgruppe zusammen, um aus schwuler und theologischer Sicht einen kritischen Blick auf jene im Kontext von Frauenbewegung und feministischer Forschung entwickelten Theorien zu werfen, die die angebliche Natürlichkeit der Geschlechter, der traditionellen Geschlechterordnung und der heterosexuellen Identität des Menschen als kulturelle Konstrukte betrachten. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage, inwieweit sich der »Geschlechterkampf« auch in der schwulen Lebenswelt widerspiegelt bzw. Elemente schwuler Selbstdarstellung Erhellendes zu den Gender-Debatten beitragen können. Außerdem ging es darum, mögliche fruchtbare Bezüge zwischen Gender-Theorie und schwuler Theologie zu untersuchen.<sup>1</sup>

Seit einigen Jahren mit dem Erforschen männlicher Sozialisation und Identität (auch meiner eigenen) beschäftigt, war ich neugierig auf die Erfahrungen anderer Schwuler mit den alltäglich einwirkenden Bildern von Männlichkeit und Weiblichkeit. Aus entsprechenden Gesprächen mit Frauen und befreundeten patriarchatskritischen Heteros hatte ich einerseits partiell geteilte Erfahrungen des Ausgegrenztseins in einer patriarchalen Gesellschaft mitgenommen, andererseits das Gefühl, bei allen Gemeinsamkeiten doch in sehr verschiedenen Welten zu leben.

1 Die theologischen Überlegungen von Peter Lack sind unter dem Titel »Gender Theories im theologischen Nachdenken« in der Werkstatt Schwule Theologie 4 (1997) Heft 2, S. 60–64 nachzulesen.

Beim Erforschen dieses Gefühls erwies sich die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht als Trennlinie gegenüber den (feministisch orientierten) Frauen. Waren diese lesbisch, eröffnete jedoch die Erfahrung, in einer heterosexuell geprägten Umwelt das eigene Geschlecht zu begehren eine schmale Brücke über die Geschlechtergrenze. Mit meinen heterosexuellen Mitmännern teilte ich zwar Erfahrungen in der Sozialisation als Mann, nicht jedoch das, was den Kern von »Männlichkeit« ausmacht: das Begehren nach Frauen. Und schwule Männer? Die fühlten sich, weil an Frauen sexuell nicht interessiert, meistens für den Geschlechterk(r)ampf nicht zuständig. Um die Verwirrung komplett zu machen, erwiesen sich jenseits von Geschlecht und sexueller Orientierung hartnäckiges Festhalten am protestantischen Glauben und gar Interesse an theologischen Fragen als Anlaß für wechselseitiges Unverständnis.

Umso gespannter war ich darauf, in der Mesumer Arbeitsgruppe mit meinem Thema ins Gespräch mit Menschen zu kommen, mit denen ich nicht nur das Geschlecht, sondern auch die Lust am fleischlichen und geistlichen Treiben unter Männern teile.

In dem vorliegenden Text möchte ich die in der Arbeitsgruppe vorgetragene Gedanken einer hoffentlich ebenso diskussions- wie experimentierfreudigen Leserschaft zur Kenntnis und gefälligen Benutzung geben.

## **GENDER-THEORIE KURZGEFASST**

Vorweg sei gesagt, daß es *die* Gender-Theorie nicht gibt. Vielmehr hat sich im Laufe der vergangenen 30 Jahre eine Vielfalt theoretischer Reflexionen über geschlechtsspezifische Sozialisation, Geschlechterrollen, Herrschaftsverhältnisse usw. entwickelt. Zu dieser Vielfalt trugen die verschiedensten Disziplinen, Methoden, erkenntnistheoretischen Modelle, wissenschaftstheoretischen und politischen Standpunkte, Bewegungen und nicht zuletzt die unterschiedlichen individuellen Biographien der Forschenden bei. Eine Art Klammer für all die unterschiedlichen Ansätze bildet der Begriff *gender*, im Deutschen zumeist mit »soziales Geschlecht« übersetzt. Dazu später mehr.<sup>2</sup>

2 Wer sich über den Gender-Begriff und die wesentlichen theoretischen Strömungen näher informieren möchte, dem sei der folgende Aufsatz der amerikanischen Historikerin Joan W. Scott empfohlen: *Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse*, in: *Selbst Bewusst. Frauen in den USA*, hrsg. u. m. e. Nachw. v. Nancy Kaiser, Leipzig 1994, S. 27-75.

Die Ursprünge der Gender-Theorie liegen in der Frauenforschung, die sich im Kontext der Zweiten Frauenbewegung seit den späten 60er Jahren entwickelte. Die Hauptimpulse feministischer Theoriebildung kamen und kommen vor allem aus dem angloamerikanischen Raum. Dort ist die Frauen- und Geschlechterforschung im akademischen Bereich auch weitgehender etabliert als hierzulande.

Ein zentrales Anliegen der Frauenforschung, so die Soziologinnen Regine Gildemeister und Angelika Wetterer, »bestand von Anfang an darin, den tradierten und im Alltagsbewußtsein immer noch fest verankerten ›Natur der Frau‹-Argumentationen ein entschiedenes und begründetes Nein entgegenzusetzen. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern und insbesondere die Unterdrückung und Diskriminierung von Frauen sollten als Ergebnis von Geschichte statt als Effekt natürlicher Unterschiede und damit als veränderbar begriffen werden.«<sup>3</sup>

Ausgehend von diesem Anliegen konzentrierte sich die Frauenforschung zunächst darauf, die verdrängte Geschichte der Frauen zu rekonstruieren, Frauen als handelnde Subjekte statt als Objekte männlich dominierter Forschung ins Blickfeld zu rücken und spezifisch weibliche Erfahrungsweisen als Ausgangspunkt zur Entwicklung wissenschaftlicher Theorien und politischer Strategien zu nutzen.

Diese Theorien und Strategien gehen von einer grundsätzlichen Differenz der Geschlechter aus sowie von der Annahme, hinter allen gesellschaftlichen Zuschreibungen ließe sich »die Frau« als ein natürliches, vordiskursives Subjekt hervorholen. Dieses »natürliche« Subjekt bildet den Ausgangspunkt für die Abgrenzung gegenüber den zugeschriebenen Identitäten und Rollen und für die gemeinsame Suche nach neuen Selbstbildern, neuen Rollen, neuen Utopien, die alle von dem gemeinsamen Nenner »Frau« ausgehen.

Mit zunehmender Präsenz von Frauen als forschende Subjekte wie als Gegenstand emanzipatorischer Forschung verlagerte sich die Frauenforschung hin zur Gender- bzw. im deutschen Sprachgebrauch Geschlechterforschung, die weitergehend die Beziehungsstrukturen zwischen den Geschlechtern und die ihnen zugrundeliegenden gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen untersucht. Ein weiterer Faktor für die Erweiterung der Frauen- zur Geschlechterforschung war die zunehmende Kritik an der mangelnden Berücksichtigung der Differenzen innerhalb der Kategorie »Frau«. Kritische Anfragen an die Frauenforschung kamen hier etwa von Seiten afroamerikanischer Frauen, die auf einer doppelten Diskriminierung – als

3 Regine Gildemeister/Angelika Wetterer, Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), Traditionen/Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg 1992, S. 205

Frauen und als Farbige – beharrten, oder von Lesben, die auf eine Unterrepräsentation in der Perspektive weißer heterosexueller Mittelstandsfrauen hinwiesen.

Theoretischer Ausdruck dieser Ausdifferenzierung ist die analytische Unterscheidung zwischen sex als dem biologisch determinierten Geschlecht und *gender* (im Deutschen meistens mit »soziales Geschlecht« übersetzt) als »den sozial und kulturell geprägten ›Geschlechtscharakteren‹ (auch der Begriff der Geschlechterrollen wird gelegentlich gebraucht, R. S.), die im Verlauf von Sozialisationsprozessen angeeignet werden und die mit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung korrespondieren, auf deren Erfordernisse hin sie strukturiert sind.«<sup>4</sup>

In den letzten Jahren wurden unter dem Begriff der »Queer-Theory«<sup>5</sup>, wiederum ausgehend von den Vereinigten Staaten, Theorien entwickelt, die die Natürlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit selbst und damit auch die Unterscheidung zwischen sex und *gender* grundsätzlich in Frage stellen. Dabei gingen Erkenntnisse aus Studien über Transsexualität, ethnomethodologische und dekonstruktivistische Ansätze sowie die Praxis schwuler und lesbischer radikaler Bewegungen, die z. B. in »Act-up«-Gruppen durch Performances auf diskriminierende Strukturen aufmerksam machen, in die Theoriebildung ein.<sup>6</sup>

## **WIE GESCHLECHTER GEMACHT WERDEN ODER: DIE SOZIALE KONSTRUKTION DER ZWEGESCHLECHTLICHKEIT**

In bezug auf die zur Diskussion stehenden Gender-Theorien stellte sich mir die Frage, inwieweit uns als schwulen Männern derartige Texte, die aus einer explizit weiblichen Sichtweise und aus dem Interesse von Frauen nach gesellschaftlicher Veränderung zu ihren Gunsten heraus entstanden sind und die in einer Männerbewegung rezipiert werden, die an besseren Beziehungen der Männer zu sich selbst und zu (ihren) Frauen interessiert ist, überhaupt nützlich sein können. Anders gefragt: Ist die gemeinsame Erfahrungsbasis groß genug, um die Gedankenge

4 Gildemeister/Wetterer, S. 205

5 Zur Queer-Theory vgl. den Beitrag »Was ist Queer?« von Michael Brinkschröder in WeST 3 (1996) Heft 3, S. 88–101.

6 Die zur Zeit wohl bekannteste und in der »Gender-Szene« umstrittenste Figur ist die in Berkeley lehrende (lesbische) Philosophin *Judith Butler*. Ihre Bücher »Gender Trouble« (in deutscher Übersetzung erschienen unter dem Titel »Das Unbehagen der Geschlechter« als Suhrkamp-Taschenbuch, Frankfurt a. M. 1991) und »Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts«, Berlin 1995, werden auch hierzulande heiß diskutiert.

bäude auch aus schwuler Lebenspraxis heraus lesen und übersetzen zu können, oder sind die Unterschiede in der Lebenspraxis so groß, daß wir unsere eigenen Texte schreiben müssen? Vor diesem Hintergrund habe ich für die Arbeitsgruppe einen Text der Soziologinnen Regine Gildemeister und Angelika Wetterer ausgewählt, der geeignet ist, die herkömmlichen Geschlechtergrenzen zu hinterfragen, und der Spielmaterial liefert, Grenzen lustvoll zu überschreiten.

## GIBT ES MÄNNER UND FRAUEN?

Ausgangspunkt der Argumentation von Gildemeister/Wetterer bildet die Feststellung, daß die Existenz zweier Geschlechter gemeinhin als unverrückbare objektive Tatsache gilt: *»Die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen gilt seit Beginn der überlieferten Geschichtsschreibung als ›Grundtatsache‹ und nicht weiter hinterfragbares Faktum. Die Begründungen dafür haben sich zwar verschoben, die Existenz von zwei (und nur zwei) Geschlechtern gilt heute nicht mehr als Resultat göttlicher Schöpfung, sondern als Bestandteil von Natur. An Selbstverständlichkeit hat die Zweigeschlechtlichkeit dadurch aber nicht verloren, und dafür scheint es auch kaum Anlaß zu geben, schließlich begegnen uns Menschen im Alltag unserer wie anderer Kulturen fortwährend und ausschließlich als Frauen und Männer, Mädchen und Jungen.«*<sup>7</sup>

Gildemeister/Wetterer hingegen vertreten die These, daß nicht nur das soziale Geschlecht, also die gesellschaftlich akzeptierten Rollenmuster, eine soziale Konstruktion ist, sondern auch die scheinbar natürliche Existenz zweier Geschlechter. Sie stellen die Grundfrage, *»wie es zur sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit kommt: wie die Zweigeschlechtlichkeit im Alltagshandeln als ›moral fact‹ (Garfinkel) hergestellt, statt von der Natur bereitgestellt wird, und wie ein ›sameness taboo‹ (Lorber) fortwährend institutionalisiert wird, demzufolge Frauen und Männer zunächst einmal und in allen Belangen verschieden zu sein haben.«*<sup>8</sup> Damit greifen sie auch die bislang allgemein in der Geschlechterforschung als Grundmuster akzeptierte Unterscheidung zwischen biologischem (sex) und sozialem Geschlecht (gender) als unzureichend an.

Im Unterschied zum angloamerikanischen Raum sei das Denken hierzulande nach wie vor in zweigeschlechtlich strukturierten Deutungsmustern verhaftet. Solange die Konstruktionsmechanismen der Zweigeschlechtlichkeit undurchschaut blieben, stelle sich jedoch das Problem, daß die feministische Forschung damit letztlich die angebliche »natürliche« Selbstverständlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit wei-

7 Gildemeister/Wetterer, S. 201.

8 Gildemeister/Wetterer, S. 202.

ter stützt und damit ungewollt »zur Naturalisierung eines Herrschaftszusammenhangs beiträgt, den sie sonst in allen Belangen und mit gutem Grund kritisiert.«<sup>9</sup>

Im einzelnen sehen Gildemeister/Wetterer in der Trennung von sex und gender folgendes Problem: Die Argumente gegen eine biologistische Bestimmung der Geschlechter gehen ihrerseits von einer biologischen Basis aus. Dieses Ausgehen von einer Binarität von sex und gender ist jedoch fragwürdig, da es auf der stillschweigenden Parallelisierung von biologischem und sozialem Geschlecht beruht. Gegen die Verallgemeinerung einer solchen Annahme sprechen zum einen die Erfahrungen anderer Kulturen (z. B. der der Navajo-Indianer), in denen biologisches und soziales Geschlecht nicht notwendig zusammengedacht werden, so daß es möglich ist, Jungen und Mädchen sowohl in ein männliches wie ein weibliches Rollenmodell zu sozialisieren. Zum anderen hat sich selbst die Humanbiologie in jüngster Zeit vom Konzept einer strikten Binarität zugunsten eines Kontinuums zwischen zwei Polen verabschiedet.

Aus dieser Erkenntnis der gewöhnlich undurchschauten sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit des Menschen ziehen Gildemeister/Wetterer die folgende Konsequenz: Zum einen sei bis auf weiteres von der »Null-Hypothese« auszugehen, »daß es keine notwendige, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit gibt, sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht.«<sup>10</sup>

Zum anderen müsse davon ausgegangen werden, daß die Beziehungen zwischen biologischen und kulturellen Prozessen komplexer seien als in der sex/gender-Trennung bislang angenommen.

## **GESCHLECHT ALS INTERAKTIVER PROZESS**

Aufbauend auf dieser Hypothese orientieren sich Gildemeister/Wetterer an einer von Candace West und Don H. Zimmerman ausgearbeiteten Neufassung der sex/gender-Relation, die auf ethnomethodologischen Argumentationen beruht.<sup>11</sup> Dieser Ansatz geht aus von der »interaktiven Konstruktion der sozialen Wirklichkeit«. West/Zimmerman unterscheiden dabei zunächst drei voneinander unabhängige Faktoren, die bei der sozialen Konstruktion des Geschlechts eine Rolle spielen:

9 Gildemeister/Wetterer, S. 204.

10 Carol Hagemann-White, »Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren...«, in: Carol Hagemann-White/Maria S. Rerrich (Hrsg.), FrauenMännerBilder, Bielefeld 1989, S. 230; zit. nach Gildemeister/Wetterer, S. 211.

11 Candace West/Don H. Zimmerman, Doing Gender, in: Judith Lorber/Susan A. Farell (Hrsg.), The Social Construction of Gender, Newbury Park u. a. 1991, S. 13–37.

1. Das körperliche Geschlecht (*sex*), das aufgrund einer Geburtsklassifikation (»Es ist ein Junge!«) bestimmt wird;
2. die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht (*sex category*), die sich an der sozial akzeptablen Darstellung der Geschlechtszugehörigkeit orientiert;
3. das soziale Geschlecht (*gender*), das in einem Prozeß der Interaktion zwischen dem Individuum und dem sozialen Umfeld bestätigt wird.

In einem zweiten Schritt betrachten West/Zimmerman die wechselseitigen Beziehungen dieser drei Faktoren: »Das körperliche Geschlecht (*sex*) wird durch die Anwendung sozial vereinbarter biologischer Kriterien festgelegt, welche eine Unterscheidung in weibliche und männliche Personen erlauben. Klassifikationskriterien können dabei die Genitalien zum Zeitpunkt der Geburt oder die Chromosomen sein, die im Zuge vorgeburtlicher Analyseverfahren festgestellt werden; beide müssen nicht notwendig übereinstimmen. Die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht (*sex category*) wird zwar durch die Festlegung eines körperlichen Geschlechts erlangt. Im Alltag jedoch erfolgt die Zuordnung – und wird aufrechterhalten – aufgrund der sozial geforderten Darstellungen einer erkennbaren Zugehörigkeit zur einen oder anderen Kategorie. In diesem Sinne kann man sagen, daß die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht das entsprechende biologische Geschlecht unterstellt und in vielen Situationen ersetzt. Aber körperliches Geschlecht und soziale Geschlechtszugehörigkeit können sich auch voneinander unterscheiden, das heißt, es ist möglich, die soziale Zugehörigkeit zu einem Geschlecht für sich zu beanspruchen, auch wenn die körperlichen Merkmale fehlen. Das soziale Geschlecht (*gender*) ist hingegen ein Handeln: Es ist die Handhabung situationsgerechten Verhaltens im Lichte normativer Vorgaben und unter Berücksichtigung der Tätigkeiten, welche der eigenen Geschlechtskategorie angemessen sind. Geschlechtlich bestimmtes Alltags Handeln ergibt sich aus der sozialen Zugehörigkeit zu einem Geschlecht und bekräftigt den Anspruch auf diese Zugehörigkeit.«<sup>12</sup>

Dieser Prozeß der interaktiven Herstellung von Geschlecht wird von Harold Garfinkel mit dem Begriff des »doing gender« bezeichnet, der den von West/Zimmerman postulierten Charakter des sozialen Geschlechts als Handeln unterstreicht.

## **GESCHLECHT ALS SOZIALES ORDNUNGSMUSTER**

Ausgehend von diesem Verständnis des sozialen Geschlechts als interaktivem Prozeß untersuchen Gildemeister/Wetterer die »Geschlechterklassifikation als genera-

<sup>12</sup> West/Zimmerman, S. 14; zit. nach Gildemeister/Wetterer, S. 212f.

tives Muster der Herstellung sozialer Ordnung«. Dabei gehen sie von den folgenden Grundannahmen aus:

- »1. Die Vorstellung einer ›Natur der Zweigeschlechtlichkeit‹ als unmittelbar erlebbare, körperlich und/oder biologisch begründete und nicht weiter zu hinterfragende ›objektive Realität‹ ist ein (kulturell produziertes) Mißverständnis. Dieses basiert darauf, daß uns nicht nur im tagtäglichen, sondern auch im wissenschaftlichen Alltag die Reflexivität im Verhältnis von ›Natur‹ und ›sozialer Ordnung‹ aus dem Blick gerät.
2. Die ›Natur der Zweigeschlechtlichkeit‹ stellt eine soziale Konstruktion dar, ein generatives Muster der Herstellung sozialer Ordnung. Angesprochen ist damit die grundlegende Ebene der interaktiven Herstellung sozialer Wirklichkeit; Interaktion in diesem Sinne ist kein Medium, in dem mehr oder weniger vorsozial gedachte Personen (›Frauen‹, ›Männer‹) mit- oder auch gegeneinander handeln, sondern stellt einen (formenden) Prozeß eigener Art dar, eine eigene Wirklichkeit der handlungspraktischen Realisierung generativer Muster und Regeln.«<sup>13</sup>

### WIE FRAUEN GEMACHT WERDEN: DIE FALLSTUDIE »AGNES«

Konkretisiert werden die bisher recht abstrakt anmutenden Ausführungen zur interaktiven Herstellung von Geschlecht durch die Einbeziehung der Fallstudie »Agnes« von Harold Garfinkel.<sup>14</sup> Bei Agnes handelt es sich um eine Mann-zu-Frau-Transsexuelle. Transsexuelle sind sich ihrer Geschlechtszugehörigkeit sicher. Jedoch besteht für sie »das Problem, daß sie nicht davon ausgehen können, daß für andere ihre Geschlechtszugehörigkeit ebenso eindeutig ist. Transsexuelle müssen sich daher sehr viel bewußter als ›normale‹ Menschen so verhalten, daß ihnen das in ihrem Sinne ›richtige‹ Geschlecht zugeschrieben wird. Sie machen damit das, was Nicht-Transsexuelle tun, explizit und reflexiv.«

Agnes wird aufgrund der biologischen Merkmale der Kategorie »Junge« zugeordnet und folglich als Junge erzogen. Dennoch sieht sie sich selbst – schon immer – als Frau, die jedoch den »Fehler« hat, einen Penis zu besitzen. Durch die Korrektur dieses »Fehlers« mittels einer Operation »handelt sie in eben jener alltagspraktischen Überzeugung einer biologisch begründeten Natur der Zweigeschlechtlichkeit«.

Vor der Operation muß sie ständig darauf achten, daß ihr Anspruch auf den Status »Frau« nicht von anderen bestritten wird. Dabei kann sie »zurückgreifen auf

13 Gildemeister/Wetterer, S. 230.

14 Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967.



die Regelstruktur des Alltagslebens, nach der ein ›positiver Test‹ üblicherweise nicht erforderlich ist, sondern in der vorgängige Kategorisierungen wirken. Es muß ihr lediglich gelingen, in ihrem Erscheinen, ihrem Auftreten usw. die Routinen der Wahrnehmung nicht zu irritieren, um als die wahrgenommen zu werden, die sie in ihrer Selbstwahrnehmung immer schon ist: eine Frau. Dazu bedient sie sich der kulturell üblichen Mittel: Kleidung, Frisur, Figur und Make-Up.«

Die so erfolgte Kategorisierung muß beständig aufrechterhalten und verhaltensmäßig ausgefüllt werden, d.h. Agnes muß jenseits der »bloßen« Erscheinungsweise auch Frau »sein«: »Die Geschlechts-Kategorisierung ist ein notwendiger Hintergrund für die andauernde Selbstpräsentation als ›weiblich‹, sie ist aber nicht hinreichend – verlangt werden darüber hinaus Verhaltens-, Handlungs- und Erlebensweisen, die in einem normativen Sinn als ›weiblich‹ angesehen werden. Das erfordert ständige Antizipationsleistungen möglicher Fragen, ein spezifisches Antwortverhalten, die Konstruktion einer Biographie u.v.a.m. Sehr viel lernt Agnes in der Zeit ihrer Verlobung aus der Art und Weise, wie ihr Verlobter andere Frauen kritisiert – daß es etwa unangemessen sei, auf einer Sache zu insistieren, eine eigene Meinung zu haben oder Gleichberechtigung mit Männern anzustreben.«

Indem er studiert, was geschieht, wenn die Normalität verletzt wird, erhellt Garfinkel die Konstruktionsweise von Normalität: »Das ›Frau-Sein‹ beinhaltet offenbar sehr viel mehr als ein Bündel von Verhaltenserwartungen, das in sozialen Situationen angewendet werden kann. Es verlangt vielmehr eine beständige Enaktierung des Musters ›Weiblichkeit‹ in jeweils situationsadäquater Weise.«<sup>15</sup>

Fazit: »Erst im ›doing gender‹ (was praktisch unübersetzbar ist) stellt sich die Geschlechterdifferenz durch das tagtägliche Tun hindurch als ›Naturtatsache‹ her.«<sup>16</sup>

## **DIE ALLTÄGLICHE HERSTELLUNG DER ZWEIFGESCHLECHTLICHKEIT**

Aufbauend auf dieser Studie Garfinkels untersuchen Suzanne J. Kessler und Wendy McKenna die alltagsweltlichen Konstruktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit.<sup>17</sup> Ihre Untersuchungen amerikanischer Männer, Frauen und Kinder kommen zu dem Ergebnis, daß das ausschlaggebende Merkmal bei der Geschlechtszuschreibung der Penis ist (Geschlechtszuschreibung = Genitalzuschreibung = Peniszuschreibung). Daraus folgt: »Es gibt keine positiven Merkmale, deren Fehlen zur Einstufung als

15 Gildemeister/Wetterer, S. 231f.

16 Gildemeister/Wetterer, S. 233.

17 Suzanne J. Kessler/Wendy McKenna, Gender. An Ethnomethodological Approach, New York 1978.

*Nicht-Frau, also als Mann führen würde. Das Schema ist dergestalt, daß als Frau nur wahrgenommen wird, wer nicht als Mann wahrgenommen werden kann.»* Gildemeister/Wetterer sprechen hier von einem »alltäglichen Phallozentrismus«, der als zentrales Muster der Organisation einer (hierarchischen) sozialen Ordnung fungiert.

In dem von Gildemeister/Wetterer im folgenden untersuchten Prozeß der interaktiven Herstellung von Geschlecht bildet diese Basisklassifikation den Ausgangspunkt für weitere Verallgemeinerungen. Da im alltäglichen Leben der Penis so gut wie nie sichtbar ist, dienen andere Merkmale der Geschlechtsbestimmung (z.B. Kleidung) als Hinweise auf die Existenz entsprechender Genitalien: *»Liegen diese Hinweise vor (z.B. qua Kleidung), wird angenommen, daß auch die »passenden« Genitalien existieren – und in diesem Sinne werden sie zu »kulturellen Genitalien.«*<sup>18</sup>

Im Unterschied zu Garfinkel, für den die Hauptlast der »gender-Arbeit« bei der Transsexuellen selbst liegt, betonen Kessler/McKenna dagegen, daß der Akteur zwar *»für die initiale Kategorisierung verantwortlich«* sei, die Hauptarbeit, die einmal getroffene Klassifikation aufrechtzuerhalten, jedoch bei den Rezipienten liege.

Auch wenn die konkrete Ausgestaltung der Geschlechtszugehörigkeit – Erving Goffman nennt dies die »performance«<sup>19</sup> – offen für die persönliche Gestaltung des Einzelnen scheint, so ist es doch *»unmöglich, sich nicht in irgendeiner Form auf die soziale Geschlechtszuordnung (sex category) und das soziale Geschlecht (gender) zu beziehen. Wir haben i.d.R. nicht die Wahl, ob wir von anderen eher als Frau oder eher als Mann wahrgenommen werden wollen, auch wenn sich in den letzten Jahrzehnten vor allem in subkulturellen Milieus Gestaltungsspielräume eröffnet haben. Sie aus diesen subkulturellen Milieus herauszutragen, erweist sich jedoch als äußerst kompliziert – am ehesten erscheint dies möglich im Spiel, in der Inszenierung, auf der Bühne. Hier kann die Phantasie »normaler« Frauen und Männer vor allem durch eben jene Menschen belebt werden, die sich in die »Grundtatsache« der »Natur der Zweigeschlechtlichkeit« nicht fügen.«*<sup>20</sup>

Die Schwierigkeit, gender-übergreifende Persönlichkeitskonstruktionen über den engen subkulturellen Bereich hinaus zu etablieren, macht deutlich, *»daß »normalerweise« faktisch alle sozialen und kulturellen Verhaltensstandards sich nur in der Form der jeweiligen Geschlechterkonformität erwerben lassen. Das heißt auch, daß in einer Gesellschaft, die auf der Polarisierung der Geschlechter und der Generalisierung*

18 Gildemeister/Wetterer, S. 234.

19 Erving Goffman, *The Arrangement between the Sexes*, in: Ilona Ostner/Klaus Lichtblau (Hrsg.), *Feministische Vernunftkritik*, Frankfurt a. M./New York 1992.

20 Gildemeister/Wetterer, S. 235.

von deren Effekten beruht, sich die gesamte Lebensgeschichte einzelner vom ersten Tag an auf dieser Grundlage errichtet. Und insofern gibt es keine Möglichkeit des Identitätserwerbs jenseits eines Bezuges auf die Geschlechtskategorisierung.«<sup>21</sup>

Gildemeister/Wetterer ziehen zum Punkt »interaktive Herstellung von Geschlecht« mit West/Zimmerman den Schluß, daß es zwar Individuen sind, die in ihrem Handeln Geschlechtlichkeit herstellen, sich dieses »doing gender« jedoch nicht in einem »luftleeren«, sozial unregulierten Raum abspielt: »Das Herstellen von Geschlecht (doing gender) umfaßt eine gebündelte Vielfalt sozial gesteuerter Tätigkeiten auf der Ebene der Wahrnehmung, der Interaktion und der Alltagspolitik, welche bestimmte Handlungen mit der Bedeutung versehen, Ausdruck weiblicher oder männlicher »Natur« zu sein. (...) In gewissem Sinne sind es die Individuen, die das Geschlecht hervorbringen. Aber es ist ein Tun, das in der sozialen Situation verankert ist und das in der virtuellen oder realen Gegenwart anderer vollzogen wird, von denen wir annehmen, daß sie sich daran orientieren. Wir betrachten das Geschlecht weniger als Eigenschaft von Individuen, sondern vielmehr als ein Element, das in sozialen Institutionen entsteht: Es ist sowohl das Ergebnis wie auch die Rechtfertigung verschiedener sozialer Arrangements sowie ein Mittel, einer der grundlegenden Teilungen der Gesellschaft zu legitimieren.«<sup>22</sup>

Vor diesem Hintergrund verstehen Gildemeister/Wetterer Geschlecht als eine machtvolle ideologische Ressource, mittels derer für den Einzelnen Wahlmöglichkeiten und Grenzen hergestellt werden, die allein aufgrund der Zuordnung zu einer sozialen Kategorie bestehen und nicht aufgrund einer »unverrückbaren« Natur.

## **GESCHLECHT UND GESELLSCHAFTLICHE INTERESSEN**

Im folgenden untersuchen Gildemeister/Wetterer, welche gesellschaftlichen Kräfte für die Herstellung und Stabilität der bipolaren Geschlechterordnung verantwortlich sind. Kurz zusammengefaßt: Die Gesellschaft beruht auf einer fraglos vorausgesetzten Polarität von Mann und Frau. Voraussetzung für die Praktikierbarkeit der zweigeschlechtlichen Konstruktion ist das fraglose Funktionieren der »Tiefenschichten des Alltagshandelns«<sup>23</sup>, d.h. die »Natur der Zweigeschlechtlichkeit« muß tief im individuellen Bewußtsein verankert sein, um unhinterfragt funktionieren zu können. Gildemeister/Wetterer nennen diesen Prozeß die »Naturalisierung sozialer Klassifi-

21 Gildemeister/Wetterer, S. 236.

22 West/Zimmerman, S. 14; zit. nach Gildemeister/Wetterer, S. 236f.

23 Gildemeister/Wetterer, S. 245.

kationen«<sup>24</sup> Bei diesem Prozeß der Verankerung spielen die Institutionen eine herausragende Rolle.

Unter Institutionen verstehen Gildemeister/Wetterer im soziologischen Sinne Muster der Regulation menschlichen Handelns und menschlichen Zusammenlebens, z.B. Ehe, Familie, Verwandtschaft, Recht auf Eigentum oder die im Gottesdienst erforderlichen Handlungsmuster. Im Begriff der Institution wird einerseits die Ebene der Handlungsperspektive angesprochen, andererseits jedoch gerade mit der sozialen Struktur jene Ebene, die der autonomen Verfügbarkeit entzogen ist. Es besteht also eine ständige dialektische Spannung zwischen dem handelnden Individuum, das Einfluß auf die Gesellschaftsordnung nimmt und eben jener sozialen Ordnung, die das individuelle Handeln strukturiert und begrenzt.

Innerhalb dieser Voraussetzungen vollzieht sich der Prozeß der Herstellung von Geschlechtlichkeit und der Verschleierung der sozialen Konstruktion angeblich »natürlicher« Gegebenheiten. Die Vorstellung einer »Natur der Zweigeschlechtlichkeit« beruht auf einer gesellschaftlichen Konvention, die als »common sense« tief in das gesellschaftliche wie individuelle Bewußtsein eingelagert ist. Derart verinnerlicht, wird das scheinbar »natürliche«, offensichtliche nicht mehr hinterfragt: *»Geschlechtsattribution ist nur dann verläßlich möglich, wenn eine Art Grundvertrauen («basic trust») besteht, daß die Dinge das sind, was sie scheinen, sie nicht »performances« für eine Täuschung oder Irreführung darstellen, die Menschen eben nicht – wie die Transvestiten auf der Bühne des Alcazar – sich jederzeit als das Gegenteil dessen erweisen können, was sie zu sein vorgeben.«*<sup>25</sup>

## **SUBVERSIVE GEGENSTRATEGIEN**

Um die bipolare Geschlechterordnung mit ihrer strukturellen Diskriminierung des weiblichen Geschlechts und der Ausgrenzung aller Menschen, die nicht dem klassischen Männer- und Frauenbild bzw. der heterosexuellen Norm entsprechen und/oder sich der überkommenen Geschlechterteilung verweigern, aufzubrechen und zu menschlicheren Strukturen zu kommen, ist ein Prozeß der Bewußtwerdung, der Reflexion des scheinbar Selbstverständlichen notwendig. Gildemeister/Wetterer betonen dabei die Notwendigkeit der Dekonstruktion der Geschlechterkategorien.

Sie ziehen den Schluß, *»daß wir langfristig auch politisch eine Strategie entwickeln müßten, deren Ziel die Dekonstruktion der Differenz und nicht bloß deren Enthierarchisierung wäre; eine Strategie, die eher subversiv mit den unübersehbaren*

24 Gildemeister/Wetterer, S. 241.

25 Gildemeister/Wetterer, S. 245.

Widersprüchen in der sozialen Konstruktion der Differenz umginge, als sich auf eine Umwertung des traditionellen Koordinatensystems zu beschränken; eine Strategie schließlich, deren Ziel es wäre, daß das Geschlecht – wie andere scheinbar auf Biologie rekurrierende askriptive Merkmale – seine Funktion als sozial relevantes Klassifikationskriterium verlöre.«<sup>26</sup>

## EPILOG

Abschließend seien die Ausführungen von Gildemeister/Wetterer noch einmal kurz in Thesen zusammengefaßt.

*These 1:* Die Zweigeschlechtlichkeit des Menschen scheint eine naturgegebene Tatsache zu sein. Es handelt sich jedoch um eine undurchschaute soziale Konstruktion. Das Ausgehen insbesondere der deutschen Frauen- und Geschlechterforschung vom Vorhandensein zweier biologischer Geschlechter als einer vorsozialen Gegebenheit trägt unfreiwillig zur Naturalisierung eines von ihnen doch bekämpften Herrschaftszusammenhangs bei.

*These 2:* Die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit ist ein Muster der Herstellung einer (hierarchischen) sozialen Ordnung. Die Herstellung des Geschlechts vollzieht sich in einem interaktiven sozialen Prozeß.

*These 3:* Die Zuordnung zu einem Geschlecht ist das Ergebnis alltäglichen Handelns (»doing gender«). Jedes Individuum bestätigt, »normalerweise« unbewußt, täglich durch Einüben gesellschaftlich akzeptabler Attribute die Zugehörigkeit zu seinem Geschlecht. Diese Zugehörigkeit wird von seiner Umgebung ebenso anhand des Vorhandenseins der genannten Attribute überprüft.

*These 4:* Die Herstellung des Geschlechts ist zwar ein Akt individuellen Handelns: Dieses Handeln spielt sich jedoch nicht in einem luftleeren Raum ab, sondern wird durch gesellschaftliche Institutionen vorgeprägt, kontrolliert und begrenzt. Zur Herstellung sozialer Ordnung greifen diese Institutionen auf die Fiktion einer »Natur der Zweigeschlechtlichkeit« zurück, so daß sich die Identitätsbildung immer nur unter Verwendung der Attribute »männlich« – »weiblich« vollziehen kann.

*These 5:* Um der Diskriminierung aufgrund des Geschlechtes unter diesen Voraussetzungen wirksam entgegenwirken zu können, ist es notwendig, den Mechanismus der Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit bewußt zu machen und damit die Kategorien zu dekonstruieren.

<sup>26</sup> Gildemeister/Wetterer, S. 249.

Zurückkehrend zur Ausgangsfrage, was uns die Beschäftigung mit derartigen Theorien nützen könnte, möchte ich meine Eindrücke der Lektüre und unserer Diskussionen in ein paar Gedanken zusammenfassen. Zunächst fiel mir auf, daß der Text vieles theoretisch herleitet, das in der schwulen Lebenswelt längst Praxis ist, ohne daß ein ausgefeiltes theoretisches Konzept dahinterstünde. So hat das Spiel mit geschlechtstypischen Attributen in Gestalt der Tunte und des Lederkerls längst seinen Platz in der schwulen Szene. Ob solches Spiel, gestützt durch eine entsprechende theoretische Argumentation, dazu geeignet ist, gesellschaftsverändernd zu wirken oder ob es letztlich nicht doch dazu beiträgt, die traditionelle Geschlechterordnung zu zementieren – diese Frage vermag ich für mich nicht zu beantworten. Wie stark sich die Stereotypen von »richtiger« Männlichkeit und Weiblichkeit auch in unseren Köpfen und in unserem Begehren festgesetzt haben, zeigten auch die Gespräche in unserer Arbeitsgruppe. Aber wenn es gelänge, diese Schubladen ein wenig durcheinanderzuwürfeln und die Sicherheit über die rechte Ordnung der Geschlechterwelt etwas ins Wanken zu bringen, das wäre schon viel. Vom persönlichen Lustgewinn durch performatives Treiben einmal abgesehen.

Und theologisch? Kontrastiert man die biblische Grundaussage: »Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Weib« (Gen 1<sub>27</sub>) mit der Frage Rabbi Rabbas: »Wenn es wahr ist, daß Gott den Menschen geschaffen hat nach SEINEM Bilde, männlich und weiblich, wie wird Gott dann wohl aussehen?«<sup>27</sup>, so ergeben sich die interessantesten Perspektiven auf das Menschen- und Gottesbild.

Diese Verwirrung gewohnter Orientierungsmuster ist zugegebenermaßen durchaus beunruhigend. Was, wenn bei der ganzen Dekonstruktion auch die so mühsam erarbeitete schwule Identität sich in bunter Beliebigkeit auflöste? Hier bleibt jeder aufgerufen, seine Grenze des Dekonstruierbaren zu definieren. Grenzen werden also bleiben und müssen auch sein. Der Blick über den Zaun könnte jedoch interessante Möglichkeiten für vorsichtige Annäherungen und punktuelle Bündnisse über Geschlechtergrenzen hinweg eröffnen.

---

27 Zit nach Rinse Reeling Brouwer/Frans-Joseph Hirs, Die Erlösung unseres Leibes, Wittingen 1995, S. 103.